



VOGEL FREI IN DER STADT DER METZGER

Mittwoch, 4. Januar 2017 – Bhopal (Indien) Ginnori Road

23.254700,77.409238

Der Alte mit dem Rauschebart und der breiten Nase will sich nicht fotografieren lassen. Er lacht scheu, schüttelt den Kopf, schwenkt den Zeigefinger hin und her, verbirgt sein Kinn hinter dem Kragen, blickt zu Boden: «Nei, nei, nei.» Ok, ich habe verstanden, packe die Kamera weg. Nur warum nicht? Sonst sind doch alle hier ganz scharf darauf, dass ich sie porträtiere?

Die Stadt Bhopal hat ein Herz aus Fleisch. Seine dunkelste Kammer ist der Fischmarkt, der in einem länglichen Keller untergebracht ist. Wer hier hinein gerät, wird zum Blutkörperchen, das zwangsläufig durch die Arterien dieses brüllenden, feilschenden, lachenden, bettelnden, fluchenden Organs gequetscht werden muss. Vorbei an den Leibern riesiger Karpfen, die am Boden ihrem längst verlorenen Leben nachzittern. Über Berge

von kleinen, silbern und blutrot glänzenden Flussfischen hinweg, die mit Schaufeln in Säcke verpackt werden. Zwanzig Kilo Hilsa für 800 Rupien. Wer bezahlt mehr? Lasst euch die Chance nicht entgehen!

Der Raum ist keine drei Meter hoch, die Stände sind eher Löcher in der Wand, doch das Geschehen spielt sich sowieso im Mittelgang ab. Am Boden ein Sumpf aus Wasser, Blut und Säften, der allmählich durch meine Turnschuhe und Socken dringt – als beginne der Ort mich zu verdauen. Eine Glühbirne flackert und erlischt, sofort herrscht in einem ganzen Abschnitt des Marktes völlige Dunkelheit. Ein Schrei, salzige Tröpfchen schlagen mir ins Gesicht, ein großer Aal kommt aus der Dunkelheit geflogen, saust an mir vorbei und prallt in die Arme eines di-





cken Verkäufers, der vor Schreck seine Waage zu Boden fallen lässt. Die ganze Herzkammer lacht. Eine Alte nimmt mich bei der Hand und zerrt mich zu einem Stand, wo ein Monsieur ganz ernst und ruhig auf einem Plastikstuhl sitzt. Sie bedeutet mir, ein Foto von ihm zu machen, und kneift ihn dabei kräftig in die Wange. «Your son?», frage ich und halte ihr die Kamera mit dem Resultat vors Gesicht.

Ein Stoß in die linke Schulter, ich verliere das Gleichgewicht, torkle, mein Rucksack schlägt gegen die Wand, irgendetwas läuft mir feucht über die Waden. Zwei junge Männer sind von der Eingangsrampe her in den Keller geprescht, zwischen ihren dünnen Leibern eine Styroporkiste, so mächtig und schwer, dass sie keine Rücksicht nehmen können. Drei Schritte weiter entgleitet sie ihren Händen, schlägt zu Boden, kracht auf, eine Lawine aus Fischleibern und Eis erbricht sich über die Füße und schwemmt eine Pyramide aus Karpfenköpfen davon, die ein junger Mann mit Zwirbelbart und Turban eben sorgfältig aufgetürmt hat.

Draußen blendet mich das Licht der Sonne. Milchig-hell bricht sie jetzt durch den Straßendunst. Die äußere Kammer des Herzens von

Bhopal ist der Geflügelmarkt, der sich nierenförmig an das niedrige Gebäude mit dem Fischkeller schmiegt. Die Stände liegen auf der Fish Market Road, verkaufen aber vor allem Hühner, ein paar Enten und Hähne. Zwischendurch ist auch mal eine Ziege angebunden – eingepackt in Tücher, denn es ist kühl. Die weiß gefiederten Hennen sind in niedrige Drahtkisten gesperrt, in denen sie sich kaum erheben können. Die meisten Vögel sitzen ruhig – nur ein Hühnchen kriecht in rasender Panik hin und her, verliert dabei Federn, die über der Kiste in einem Lichtstrahl tanzen. Die Hähne sind die Könige, dürfen sich auf den Käfigen auf Augenhöhe mit den Kunden räkelnd, die Brust





rausstrecken, krähen und sich benehmen, als hätten sie eine Zukunft.

Auch mein Rauschebart hat ein Huhn zu verkaufen – nur eines allerdings. Das war schon vor zwei Stunden so, als ich ein erstes Mal durch die Straße gegangen bin. Er sitzt in der Hocke da und hält das Tier mit einem Schnürchen fest, dessen eines Ende er um die Krallen des Tieres gewickelt hat, derweilen das andere Ende an seiner großen Zehe hängt. Doch das Huhn scheint gar nicht die Absicht zu haben, sich aus dem Staub zu machen. Der Mann hat dem Tier auch eine leuchtend orange Schleife um den Hals gelegt, was ihm eine kokette Anmutung gibt. Ich gebe dem Mann eine

Tüte mit ein paar Scheiben eines kleinen Kuchens, die ich in einer nahen Bäckerei gekauft habe. Er erklärt mir etwas, streichelt dabei sein Huhn, faltet dann die Hände, neigt den Kopf zur Seite, blickt flehend gegen den Himmel, deutet mit der Rechten zaghaft nach. Ich kann ihn nicht verstehen. Denkt er etwa, dass ich ihm sein Huhn abkaufen werde? Einen Moment lang sinniere ich über die Möglichkeit nach, meine Reise mit einem Huhn als Begleitung fortzusetzen. Die Vorstellung ist nicht ohne Reiz – obwohl ich keine Ahnung habe, wie man mit so einem Tier umgeht.

Nun zerrt mich ein kleiner Junge am Ärmel und will, dass ich seinen großen Bruder fotogra-



fiere, der für mich stolz auf einem Turm aus Hühnerkäfigen posiert – in der coolsten Pose, das Mobiltelefon am Ohr, als Geschäftsmann, der totale Chicken-Boss.

Könnte das der Grund sein, warum Rauschbart sich nicht fotografieren lassen will? Weil er nur ein einziges Huhn zu verkaufen hat? Auch das scheint ihm nicht gelingen zu wollen. Er sitzt jetzt sicher schon fünf Stunden da – eingeklemmt zwischen zwei Ständen, unsichtbar für die meisten, die hier mit dem Motorrad auf Einkaufstour sind.

Die dritte Kammer des fleischigen Herzens von Bhopal ist der Ziegen- und Rindermarkt. Gut vierzig Prozent der Stadtbevölkerung sind Muslime, der Verzehr Rindfleisch ist daher sehr populär – auch die berühmte *Paya soup*, die ich gestern gegessen habe, schmeckte eher nach Rindfleisch als nach Ziege. Ich glaube auch kaum, dass sich aus einem Ziegenfuß so viel Gelatine herauskochen lässt – die Suppe stand quasi aufrecht auf dem Löffel. Die Rindermetzger haben ihre Stände an einer Straßenkurve hinter dem Sultania Spital, nicht weit vom größten Hindutempel der Stadt entfernt. Dunkelrot und cremefarben baumeln große Fleischstücke an Haken vor der Ladenfront – man zeigt seine Ware her. Dahinter hocken die Metzger

im Halbdunkeln, auf niedrigen Podesten schneiden sie die Stücke zu, klauben sie das Fett von den Nieren, fackeln sie die Haare von den Rinderfüßen ab. Auch sie lassen sich gerne fotografieren, posieren stolz, das Fleischermesser in der Hand.

Plötzlich sehe ich am Rande der Kreuzung zur Sultania Road ein Huhn, das sich, von allem unbeachtet, zwischen geparkten Motorrädern hindurch seinen Weg sucht. Es hat eine leuchtend orange Schleife am Hals. Das kann nur das Huhn von Rauschbart sein. Nur, was ist passiert? Ist es ihm entwischt? Kaum anzunehmen. Hat er es freigelassen? Warum aber sollte er das tun? Weil er es nicht verkaufen konnte? Ich folge dem Tier – ohne genau zu wissen, warum. Es führt mich über zwei Kreuzungen an den Rand des unteren Sees, kriecht dort unter einem Zaun hindurch und hat mich so abgehängt.

Jetzt höre ich hinter mir ein Rufen. Ich drehe mich um. Ich stehe an einer vierspurigen, autobahnartig schnell befahrenen Straße, deren Mittelstreifen begrünt ist. Die mageren Büsche stehen in einem Abstand von vielleicht drei Metern und werden durch einen Metallzaun zu beiden Seiten geschützt. Zwischen zwei dieser Bäumchen steht Rauschbart und winkt mich herbei. Ich zögere



erst, denn sie Straße ist ein veritabler Todesstreifen. Dann aber nehme ich mir ein Herz und tänzle, einem verschreckten Torero gleich, zwischen den Autos und Motorrädern zum Mittelstreifen hinüber. Offenbar hat der Alte hier seine Wohnung eingerichtet. Er hat ein Loch in den Boden gegraben, sich eine Feuerstelle eingerichtet und brät sich ein Fladenbrot in einem tönernen Topf. Im Gebüsch hinter ihm hängen seine sieben Sachen in Plastiktüten. Er hat auch einen Hund bei sich und zeigt mir freudig dessen gesundes Gebiss. Er lädt mich ein, über den Zaun zu steigen. Er deutet auf sein Brot und zerteilt es symbolisch

in der Luft. Ich lehne dankend ab. Was mit dem Huhn sei, will ich wissen und mache mit meinen Armen den Flügelschlag der Tiere nach. Er schaut mich einen Moment lang verdutzt an, dann lacht er schelmisch, erklärt mir etwas, deutet auf seine Hosen, dann in den Himmel. Und wieder lädt er mich auf ein Stück Fladenbrot ein. Ich frage, ob ich ihn fotografieren darf. Jetzt hat er nichts mehr dagegen. Ich gebe ihm nochmals ein paar Rupien und verspüre das seltsame Bedürfnis, ihn zu berühren. Ich fahre ihm zum Abschied mit der Hand über die Schulter und den Rücken. Es fühlt sich trocken an und warm.